

Mundartproben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 12: **Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

noch auf dem Lande, sonst (Städte Basel, Bern) heißt es dort Santim oder Santin (ohne welschen Nasenlaut).

4. Wer mündlich in deutscher Rede der franc sagt, kennzeichnet sich sogleich als Fremden, ebenso wer centimo mit französischer Aussprache und mit der in Deutschland üblichen Betonung und Dehnung des i spricht. Unter uns spotten wir oft über diese Deutschen, die welscher sein wollen als wir.

5. Die Hauptsache für den Ausländer: aus dem Gebrauch der deutschen Benennungen Franken und Rappen kann in der Schweiz keinem Menschen ein Nachteil erwachsen und niemals ein Anstoß oder Mißverständnis entstehen, ganz gleichgültig, ob man mit einer Behörde, mit einer Bank oder mit dem bescheidensten Krämer oder Packträger zu tun habe.

In deutscher Rede und Schrift brauche man deshalb, wenn man es mit der Schweiz oder Schweizern zu tun hat, immer und überall ausschließlich die deutschen Benennungen:

ein Franken, abgekürzt	1 Fr.
zehn Franken, „	10 Fr. (kein s!)
ein Rappen, „	1 Rp.
zwanzig Rappen, „	20 Rp.

Zürich.

Eduard Blocher.

Das schweizerische Idiotikon.

Bereits im 18. Jahrh. zeigen sich auf unserm Boden die ersten Ansätze zur Sammlung des mundartlichen Wortschatzes. Johann Jakob Bodmer, der bei seiner Beschäftigung mit dem Altdeutschen auf die Ursprünglichkeit der Schweizer Mundarten geführt worden war, veröffentlichte 1757 eine Probe eines Züricher »Idiotikons«. Von 1806 bis 1812 erschien der »Versuch eines schweizerischen Idiotikons« des Escholzmatter Pfarrers Stalder. Die erste Anregung zu einer Sammlung auf breiterer Grundlage ging von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich aus (1845). Fritz Staub (geboren 1826) war es dann vorbehalten, die Kräfte in die richtige Bahn zu leiten. Sein Aufruf, unterzeichnet vom »Verein für das schweizerdeutsche Wörterbuch« (1862), fand weithin Widerhall. Von allen Seiten strömten Beiträge zu, namentlich Geistliche und Lehrer stellten sich in den Dienst der Sache; schon früher angelegte Sammlungen einzelner Gebiete wurden bereitwillig zur Verfügung gestellt. Das Umschreiben des in Büchern und Hefen vereinigten Stoffes auf lose Zettel, eine mühevolle Arbeit, die zunächst fast ausschließlich von Staub geleistet wurde, nahm eine Reihe von Jahren in Anspruch. Inzwischen erschienen, angeregt durch die in Fluß geratene Bewegung, eine Anzahl Wörterbücher einzelner Mundarten; auch diese galt es zu verzeiteln, wie überhaupt alle Quellen auszugreifen waren, die mundartliches Sprachgut enthielten. Der Name »Idiotikon« ist in Aulehnung an Vorgänger beibehalten worden. Die Heranziehung der älteren Sprache, die ausdrücklich in den Arbeitsplan aufgenommen worden war, brachte neue Arbeit. Unterdessen hatten verschiedene Erwägungen dazu geführt, die Unterstützung des Bundes und der Kantone nachzusuchen, die bereitwillig gewährt wurde. Im selben Jahre (1874) erwuchs Staub der immer nötiger werdende Helfer durch den Eintritt seines Jugendfreundes und Studiengenossen Ludwig Tobler in die Schriftleitung. Ihrer gemeinsamen Arbeit entsprang der noch 1874 erschienene Probebogen, der bereits ein Bild des künftigen Wörterbuches gab. Vor der Herausgabe des ersten Heftes war freilich noch die Frage der alphabetischen Anordnung zu entscheiden. Nach Staub's Vorschlag wurde die zuerst von Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuche angewandte und

nach ihm benannte Reihenfolge angenommen. Die auf dieser Grundlage erfolgende Ordnung sämtlicher Zettel, die Staub bereits damals auf über eine Million schätzte, bildete nun zunächst die Hauptarbeit. 1881 erschien das mit Spannung erwartete erste Heft im Verlag von Huber in Frauenfeld.

Staub, dessen langjähriger Mitarbeiter Tobler schon 1895 starb, hat dem Werke bis zu seinem Tode (1896) seine volle Kraft geliehen. Über den Nachfolger konnte kein Zweifel bestehen. Seit 1892 gehörte der spätere Nachfolger Toblers auf dem Lehrstuhl der Zürcher Universität, Albert Bachmann, der Schriftleitung des Idiotikons an. Ihm übertrug der leitende Ausschuß die Fortsetzung des bereits über den 3. Band hinaus gediehenen Werkes. Indem er das Erbe Staub's antrat, hat er es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das vaterländische Werk im Sinn und Geiste des Begründers fortzusetzen. Daß es unter seinen Händen stetig gewachsen ist an Reichtum des Stoffes und an wissenschaftlicher Vertiefung, lehrt schon ein kurzer Blick auf die lange Reihe der unter seiner Leitung erschienenen Hefte. Im ganzen liegen heute 96 Hefte vor (sie reichen bis »Schmaus«); bald wird der neunte Band abgeschlossen sein. Riksnacht bei Zürich. Otto Gröger.

Mundartproben.

Wallis. Lehner, Sage vom Räuber im Pfingwald.

Van Altum, ja das meini ich wol, bodu langost und langosti heigi im Pfingwald e Schelmobandi schich uisghaltu, di allenthalbu ingibrochu, d' Lit bis uf's Ruch und ds Leder eriuocht und fogar gmirtot heigi. Diz Rumpogizadol heigi och e Fuorgeiß, e Soiptmu ghäbet, der hei Peichol gheißet, en große starke Wollesch, es Mannli mit enum zerguifotum Strubolgrind. . .

Bern (Emmental). Simon Gfeller, Der Fählbläg (Em Hag no).

Uf der Ringenegg obe het es asoh bouchle. Es ischt am Meimärit z' Obe gt. D' Ringeneggpuüri, e rauzig, gräschligi Wittfran, isch no-n-es Wigli dir e Wäg us trappet bis ufs Chnübeli büre, wo di große Dinge stett. Wi gheht bert prächtig iberisch Land ewägg u drum ischt unger der Ringen es Bänkli zum Abhode. . .

Solothurn. Josef Reinhart, Durkli (Heimelig Lüt).

Vom Dörkli här, der steinig Wäg duruf isch's Schlößli Mariann gäge heizue gange. We hätt chönne meine, es war hütt scho mängi Stund uf de Füeze, wenn mes gseh het eso übelzichtig 's Reinkl uf chräsmo, oder me hätt au gseit, 's chäm öppe bonere Wallfahrt hei vo Eisele, ihg mücht und müed vom velle Stoh und Goh. . .

Margau. Sophie Hämmerli-Marti, Sunneschte (Im Bluest).

Jo währli, wenn i gstorbe bi,
So mott i müüt meh ghöre,
Es tuet mer niemer wohl und meh,
Aud keine cha mi störe.
Eis aber säg ech ieze scho:
I möcht a d' Sunneschte cho,
Sußt freut mi 's Stärke mümmie!

Schwyz. Meinrad Lienert, Lanzig ('s Schwäbelspffli).

Gheinißt wird's Lanzig.
Es ist mer scho lanzig
Im Hätz und im Bei.
Und 's Schnäggli und 's Spüüsi
Chunt alls ufem Hüüsi;
D' Zugvögel chönd hei.

Zürich. Alfred Huggenberger, De Früehlig (Die Stille der Felder).

De Früehlig hät is warte loh,
Jez äntli, äntli isch er do!
Es goht en Wind dur d' Stunden us,
De Hungert gruenet scho bim Hüus.

Und lhasi händ si über d' Nacht
 Wil tuufig Blüemli füre gmacht;
 Si güggled gwunderig unenard
 Und freued si am schöne Gwand . . .

Appenzell. Johannes Merz, De Chilhof (Der poetische Appenzeller).

Jez isch der Sonntag wider do,
 Chomm, Bueb, mer wend zom Chilhof goh;
 'S goht no e Whli hee, bis 's lüüt,
 Ond so e Gängli schadt au nüü.
 Gsiehst Toteschöpf ond Totebää,
 Send's Heeren oder Purre glee?
 Sewie, Bueb, gsiehst no näbis dra,
 Wora mer's no erchenne cha? . . .

Basel. Dominik Müller, Der Nhy (Neue Verse).

Fir atwehlig goht er kraftvoll still ih Wäg
 Und prachtboll grien an goldige Summerdäg.
 Er ruuscht vo Lht und Zhte, wo verschwunde,
 Und macht ih mächtig Gnei am Münster unde.
 Er bringt au Grieb von unseren Adiginosse,
 Zvor nimmer git druff acht, men isch dra gwehnt,
 Ah är mit syner Gegewart d' Stadt verscheeht,
 Und synt Ufer sind fast ganz verlosse.

Wie die Kenntnis des Schweizerdeutschen das Sprachverständnis erleichtert.

Wir Deutschschweizer sind ein allbekanntes Beispiel dafür, daß die Sprachgewandtheit, insbesondere die mündliche Beherrschung der Schriftsprache, durch den Gebrauch einer mundartlichen Umgangssprache beeinträchtigt wird. Weniger allgemein hat man eine Vorstellung davon, wie andererseits die Vertrautheit mit einer Mundart das Sprachverständnis in hohem Grade fördert. Darum möchte ich es für das Schweizerdeutsch an einigen Beispielen zeigen.

Das Schweizerdeutsch hat im wesentlichen den Lautstand des Mittelhochdeutschen, es hat aber auch eine große Zahl von Wörtern, die im Schriftdeutschen nicht mehr oder doch nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung vorhanden sind, lebendig bewahrt. Darum findet sich der Deutschschweizer im Mittelhochdeutschen leichter zurecht als die nur der Schriftsprache Kundigen; er ist aber diesen gegenüber auch im Vorteil in der Beurteilung und Deutung vieler neuhochdeutscher Wörter.

Für den nur in der Schriftsprache Heimischen gehören Leid und Leiden ebenso selbstverständlich zusammen wie etwa Hammer und hämmern, Streit und streiten; der Schweizer dagegen schließt aus seiner Mundart, in der Leid ebenso, Leiden aber lide heißt, auf verschiedene Herkunft der beiden Wörter, und die Wortforscher geben ihm Recht. Der Schweizer hält auch die in der Schriftsprache gleich lautenden Wörter Weide »Futterplatz« und Weide »Baumart« auseinander; jene nennt auch er Weid, diese aber Wibe. Für ihn besteht daher auch kein Zweifel, welcher der beiden Weiden Ableitungen zuzuweisen sind, und der Irrtum, dessen selbst ein Jakob Grimm bei der Deutung des Wortes Weidling »Fischerfahn« fähig war, wäre einem Schweizer nicht begegnet. Grimm hielt den Weidling für »ein aus Weiden geflochtenes leichtes Fahrzeug«. Wäre das richtig, so müßte das Wort schweizerdeutsch Widlig heißen; es lautet aber Weidlig und kam somit nur von Weide »Futterplatz«, älter auch »Futter, Speise« abstammen und ein zur Nahrungssuche gebrauchtes kleines Schiff bezeichnen.

Einige weitere Beispiele mögen zeigen, wie altes Sprachgut in seiner Mundart dem Schweizer zum Verständnis neuhochdeutscher Wörter verhilft. Das Eigenschaftswort kalt

nennt Weigand »Hirt« eine altertümliche passive Partizipialbildung auf »t zu anord. kala, agl. calan, frieren«. Er hätte wie Kluge an unser schweizerisches hale erinnern dürfen. Wenn z. B. Bratenbrühe beim Erkalten gerinnt, so »chale« sie in unserer Redeweise. Wer sehr und Rumpf nur in der neuhochdeutschen Bedeutung kennt, wird von ihnen vergeblich eine Brücke zu versehen und zu rumpfen suchen. Dem Schweizer aber, dem sehr noch in der ursprünglichen Bedeutung »wund«, namentlich »wund gerieben« geläufig ist und der schlottrigen Strümpfen und zerknitterten Kleidungsstücken vorwirft, sie hätten Rumpfe, d. h. Falten, sind die beiden Zeitwörter völlig klar. Den Einwänden mancher Sprachforscher zum Trotz meint er auch, in seinem blutt »nadt, bloß« die Erklärung für Blutjung und blutarm finden und die Redensart »einen im Stiche lassen« von der üblen Erfahrung eines Fuhrmanns herleiten zu dürfen, den die Hilfe gerade in einem Stich, d. h. einem steilen Wegstück, verläßt. (Vgl. Zeitschr. 1910 Sp. 210 ff.) Für uns, die wir beim Metzger Weine und nicht Knochen als Zuwage erhalten, sind auch Weinhans, Fischbein und Galzbein und die Gebeine nicht so rätselhaft, wie für unsere Sprachgenossen, denen Weine nur als Gehwerkzeuge bekannt sind, und die Bedeutung des englischen Wortes bone bereitet uns gar keine Schwierigkeiten.

Das führt uns auf schweizerdeutsche Anklänge in fremden Sprachen. Aus dem Englischen erwähne ich to jump (hüpfen), schwzd. gumpe, godfather und godmother (Gebatter, Gebatterin, Pate, Patin), schwzd. Götli und Gotte, ham (Lende), in manchen Teilen der Schweiz Hamme, little, appenzellisch lügel, to kneel, schwzd. chnüle (knieen). Wenn französisches laid (häßlich) und fourbir (pugen) als germanische Lehnwörter bezeichnet werden, so erkennen wir die Quelle in unserm leid, das den Sinn von mißlich ausdrücken kann, und in fürbe für schriftdeutsches fehren. Umgekehrt verrät uns unser »rundament« die französische Abstammung des deutschen Lehnwortes rund.

Müßte ich nicht Widerspruch befürchten, wenn ich Fremdlinge wie Gü, honett, furibund, Paraplu, proper, Chüngel, Fazenetli usw. für die Mundart als Lehnwörter und nicht als Fremdwörter bezeichne, so könnte ich dartun, wie sie uns die Erlernung fremder Sprachen erleichtern; allein dazu fehlt mir »s' Guaschi«, denn wenn mich einer darum einen Fremdwörtler schelten sollte, würd' ich's »uf's Puntenöri neh« (point d'honneur). St. Gallen. Paul Dettli.

Anübersetzbares Schweizerdeutsch.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Spalten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Übersetzbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstandswörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch ganz nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße Begriffssprache und Mathematik, auch nicht bloße Sprachschrift, — was ist dann übersetzbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Pater, Muter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Atti, Müeti, Buebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Urgroßvater neben Urähni! Und wenn man sich erst mit Umschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greif-